

(Nachdruck verboten.)

[180]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Sie sahen auf der Bank vor der Hütte und hatten aus Anlaß des für beide, wenn auch verschiedenartig interessanten Ereignisses jeder ein Glas Rog vor sich stehen. Im See hatten sie, weit unten im Südwest, am Rande des Horizonts, das Leuchtfeuer von Arkona auf Rücken.

„Das einfachste wäre natürlich, ein paar Jahre zu warten, bis Du Kapitän wirst . . . zum Beispiel mein Nachfolger auf dem „Alert“, wenn ich mir ein andres Fahrzeug fische,“ meinte Lind.

„Nein, danke!“

„Du begreifst doch, daß alles andre weiter aus dem Weg liegt —“

„Nein, danke!“

„— und jetzt, wo Du Dich in all diesen Jahren auf der See vorwärts gearbeitet hast. . .“

„Nein, ich danke, sag' ich!“

„Warum?“

„Weil — ich — ich nicht will! — Als Schiffskapitän leben und sterben, jetzt, da ich heirate! Jahr um Jahr eine Schute durchs Meer bringen — für fremde Rechnung! Nein, danke schön! Nehme ich ein Fahrzeug, so ist es, um mich durchzusetzen und durchzuschlagen und nebenbei für mich zu spezialisieren . . . Ich muß etwas werden, woraus ich selbst einen Vorteil ziehe!“ Er stach das ganze Glas aus.

Einen Tag lang schaukelten sie zwischen einem Wald von Masten im Bergenser Gewässer, und hier fand Rejer einen dicken Brief von Sara. Als er den Umschlag öffnete, sah er in demselben zwei Schreiben aus dem Aaffjord eingelegt. Das eine war von seiner Mutter:

„Mein lieber Junge!

„Was Deine Verlobung mit Sara Rørdam anbetrifft, so weißt Du wohl, daß Deine alte Mutter, die Dich unter dem Herzen getragen, nur die allerbesten Hoffnungen daran knüpft, daß Du nun Deinen Aufenthalt auf dem festen Lande nimmst, obgleich ich nicht so recht verstehe, wie Du das alles auf Dich nehmen willst. Der Haarstad wenigstens — von Ottilien weiß ich in diesen Stücken nichts, sie schweigt darüber — meint, die vier Kinder seien unmöglich! Aber so, wie Deine Charakterbeschaffenheit ist, und nach allem, was Du von ihr erzählst, überkam es mich wie eine trostreiche Verheißung, wenngleich ich nicht erwarte, ihr Angesicht zu sehen; daß Du nach dem Hammernäs willst, höre ich leider niemals von Dir. Hier herrscht die allerärgste Wirtschaft, und das finden noch andre im Hause als ich — ich meine Ottilien. Die Arme! sie hat es nicht gut. Der Haarstad ist voll Bosheit, wie vorher schon beschrieben; aber als er sie damit ärgerte, daß er ihr sagte, er gedenke die Hammernäsöhre überende hauen zu lassen, da bekam er wohl die Zuhlsche Kraft zu fühlen, denn von einem bestimmten Tage an hat er keine Silbe mehr darüber verlauten lassen, und ich glaube, er fürchtet, der Baum könnte noch sein Sarg werden, — aber gut thut so etwas zwischen beiden nicht. Rejer, mein Junge, Du, Deiner Mutter einzige Hoffnung! Siehe, das ist's, was ich Dir sagen wollte, daß meine Augen nämlich durch mancherlei Zeichen, nicht am wenigsten durch die arme Ottilie, dessen offenbar geworden, daß Du vernünftig als der einzige von uns allen Dein wahres Leben und Deine rechte Manneskraft gerettet hast, indem Du, scheinbar so unvernünftig, aus der hiesigen Enge ausbrachst. Wäre ich nur jung, wie ich alt bin, Rejer! Das wünscht Deine Mutter nun; sie kann nicht anders als dies wünschen und noch so manches andre, weil sie mit dieser Rede vor ihrer Umgebung schweigen muß. Es wird mir aber wohlthun, einmal in meinem Grabe zu wissen, daß droben ein Junge den Boden tritt, der nicht geringere Kraft hat als irgend einer der Riesenlampen auf der Westlandseite oder als irgend einer von des Bygds allerbesten und echtesten Zuhls. Ich will Dich nicht betrüben; aber lange — ich meine viele Jahre — mache ich's nicht mehr. Der Atem bleibt mir immer länger aus und es liegt mir auf der Brust. Und es ist

wie ein Zeichen, wenn jemand so viel zu denken und zu sehen anfängt. Gott sei uns nun allen gnädig, denen, die in der Erde liegen und uns andren, — das wäre aber ein langer Knäuel zum Aufwinden und manch knotiges Garn zum Entwirren! Junge Leute haben alle genommen und alte wieder junge, bis weit ins Geschlecht hinauf und haben beständig die Rücksicht auf Gewinn über alle andren Dinge und über die Stimme Gottes in der eignen Brust gestellt.

„Du wirst finden, daß ich allerlei für Dich aufgehoben, und die hundert Thaler, die Du einmal vom Fischfang heimgeschickt, liegen, wie sie waren, in einem Bankobrief für Dich beim Pastor, damit nicht andre sie zwischen die Finger bekommen.“

Der andre Brief, vierzehn Tage später datiert, war von seiner Schwester Ottilie und meldete, daß seine Mutter plötzlich gestorben sei.

Eines Tages, als sie unruhig im Zimmer auf und ab ging, wie sie zu thun pflegte, wenn sie einen Anfall heranziehen fühlte, hatte sie auf einmal die Hand auf die Brust gedrückt und gesagt: „Nun sterbe ich, Ottilie! — Grüße mir Rejer!“

Rejer blieb über die Briefe gebeugt sitzen. Daß seine starke, riesenhafte gebaute Mutter sterben könne, war ihm niemals auch nur im Traume eingefallen. Nun, da es geschehen, konnte er es mühsam fassen.

Er hatte seine Mutter heftig, innig geliebt! Er hatte davon geträumt, sie aus dem altväterischen Neste im Aaffjord hinaus in jenes zu führen, das er sich bauen wollte! Sie sollte es sehen; stets dachte er sich ihre große, mächtige Gestalt in seiner Stube und wie er sie mit immer neuen Unternehmungen verblüffen wolle.

Und nun, — nun war sie nicht mehr!

Den ganzen Tag über, während seiner Arbeit an Bord, sah er seine Mutter vor sich und manchesmal kam es über ihn mit krampfhaftem Druck, der in die Augen steigen wollte.

Erst tief in der Nacht konnte der Stummer sich Luft machen. Er weinte lang und gewaltig, wie er nicht gethan, seitdem er ein Knabe war.

Er lag wach und dachte an die Hammernäsöhre auf der Anhöhe mit ihren ausgestreckten, knorrigen roten Nesten, deren trauriges Knacken im Wind er als Kind stets mit den schweren Seufzern der Mutter verwechselt hatte.

Sie hatte ja im Grunde ihr ganzes Leben in Seufzern verbracht.

Daß sie sich, stark und breit, wie sie geschaffen war, vor ihrem Mann und den Verhältnissen krümmen und ihnen beugen und sich durchwinden müsse, war ihr nahezu zum Glaubenssatz geworden; aber ihre Augen, das große Antlitz mit dem tiefmürrigen Ausdruck und das schwere Seufzen und Stöhnen der Brust hatten Rejer gesagt, daß dies Krümmen und Beugen mit dem Krachen eines machtvoll geborenen Stammes geschah. . . Vielleicht nicht am wenigsten an jenem Tage, an welchem Ottilie sich in den Haarstader Sumpf legte und sich selbst zum Stege machte, der ihn und die Familie wieder zum Hammernäs hinüberführen sollte.

Er hatte das Gefühl und von Kindheit an darunter gelitten, in dunklem Trost, ohne es eigentlich zu wissen; das hatte sich in ihm angesammelt zu einer Macht, die es ihm ermöglichte, sich los zu arbeiten und zu befreien. . .

Geradeaus wollte er gehen oder untergehen! Das schwor er sich beim Andenken an seine Mutter zu.

Während der „Alert“ das Ostseekorn löschte und Fische für Italien einnahm, nützte Rejer eifrig jede Stunde in Bergen, um irgend etwas für sich ausfindig zu machen. Er setzte alle Segel bei, untersuchte und steckte seine Zuhls Hörner überall hinein, schaute hier und schaute dort. . . Die beiden Heringe, die ihn diesen Winter auf dem Meer vor dem Bitterfjord aufgestoßen, waren aus seinem Sinne nicht spurlos verschwunden; — sie hatten ihn gesagt, er sei ein Dummkopf, wenn er in der Welt herumlaufe und sich um sanften Verdienst plage, wenn es daheim im Meere so gut wie vor der Stubenthür von Geld nur so wimmelte!

Es mußte irgendwie möglich sein, sich in den Heringshandel einzubohren. . . Allein das brauchte Kapital, — be-

sonders bei jemand, der nicht im Stande war, einem andern als dem eignen Kopf zu folgen!

Seine Nase streckte er mehr als je witternd in die Luft und spürte mit ihr überall nach; die Miene fragte und forschte und holte die Leute schon von weitem aus . . .

Eines Tages hörte er, daß mehrere Affordinger auf das Auswandererschiff „König Sberre“ gekommen seien, welches außerhalb der Meere lag und nach Amerika bestimmt war; sogleich entschloß sich Rejer und ließ sich hinüber-rudern.

Es war ein stiller, klarer Sommerabend und er konnte schon vom Boote aus nach bekannten Gestalten aus-spähen; aber mit Ausnahme von einigen Matrosen sah er niemand auf dem Verdeck. An Bord wies man ihn hin-
unter.

In der Treppe, die zum Zwischendeck führte, blieb er plötzlich stehen mit der Empfindung, als schnürte sich ihm die Brust zusammen . . . Er erkannte den Affordbialekt!

Ein Weib war's mit einer groben Stimme, und das Lehrte ein kleines Knäblein das Regenwetterlied von Peter dem Pfeifer:

„Sieh dort auf der Fläche
Mit Kunst und mit Mühe,
So pfeifet und lockt er die Vögel herbei,
Bis in schwärzlichen Haufen
Sie kommen gelaufen
Wie Schafe, wenn tönet des Hirten Schälmei.“

Das rief ihm die frühesten Erinnerungen der Kindheit zurüd!

Niemand kannte den kräftigen, hochgewachsenen Seemann, der herabstieg, obgleich viele forschende Augen sich auf ihn richteten; man dachte wohl, es sei einer der Befehlshaber an Bord.

Er stand mit dem Gefühl da, plötzlich in eine Welt ge-
zaubert zu sein, in der er früher einmal gelebt!

Der da mit dem Haarschopf auf der Stirn, der Bursche, welcher vornübergebeugt mit dem Pechfleck auf dem Brett und der Ahe im Munde dasaf und einen Fleck für die Sohle eines Frauenschuhs zurechtschnitt, war niemand andres als sein guter alter Freund, der Schuster Jo, — runzelig und in der Krone droben etwas kahl geworden, aber, wie es schien, noch immer bissig und gleich eifrig bei der Arbeit. Der Mund sah aus wie in alten Tagen, wenn Jo mit dem Leisten drohte; vielleicht kam aber das Eingeknickene um die Lippen von dem Verlust einiger Zähne . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr Maire.

Von Esón Kanros. Autorisierte Uebersetzung.

Ein Bureau des Ministeriums der Schönen Künste, mit dem entsprechenden künstlerischen Geschmack eingerichtet, der zum Glück aber von dem bürokratischen Geist gemildert wird. Die zierlichen Monumental-quirlenden, die dem Gemach die Grazie des 18. Jahrhunderts verleihen, werden von viereckigen und schwerfälligen Möbeln aus weißem Holz unterbrochen; an den weißen Wänden stehen aufgestapelt vollgestopfte Kartons; vor einem schenklischen Tisch im Empirestil steht mitten auf dem Ramir eine Venus von Milo; sie macht ein tieftrauriges Gesicht darüber, daß sie keine Arme mehr hat, um den Schnurrbart abzuwischen, den ihr ein Beamter in einer Anwendung jener geistvollen Fröhslichkeit, die den Grundzug des französischen Charakters bildet, auf der rechten Seite mit Blaustift, auf der linken mit Roststift aufgezeichnet hat.

In seinem Sessel sitzt der Herr Sekretär der Prüfungskommission für die Ansprüche auf das „Parma-Weilchen“ und schickt sich mit tiefer Resignation an, auf die Worte des Herrn Maire von Donégh-Lahme zu lauschen, der ein Beglaubigungsschreiben eines der wegen seines Unterbrechungstalents vom Ministerium gefürchteten Depu-tierten überreicht hat. (Der betreffende Deputierte kopiert mit größter Vollendung das Krähen des Hahnes, sowie den Schrei des überfahrenen Schweines und der Schwiegermutter). Der Maire, dessen rote Haut schlecht zu dem allzu neuen Gehrod paßt und den seine weiße Kravatte, deren eine Spitze ihm jeden Augen-blick das Kinn lüthet, im höchsten Grade geniert, wartet, mit seinem kleinen pffigen Bauermauger blinzelnd, darauf, daß der Beamte das Wort an ihn richtet.

Der Sekretär der Kommission: Ich höre, Herr Maire, und möchte Sie nur gebeten haben, mich nicht allzu lange aufzuhalten. Wir haben für das „Parma-Weilchen“ so viele Gesuche zu prüfen . . .

Der Maire: Na schön, Herr, grad' um Ihnen die Arbeit zu erleichtern, bin ich ja hergekommen.

Der Sekretär (mit leisen Zeichen von Anruhe): Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, doch ich glaube . . .

Der Maire: Nein, das können Sie nicht wissen, Sie haben da 'ne Menge Gesuche, was? 's muß Ihnen also einer sagen, wer die richtigen Leute sind! Sehen Sie, ich bin Maire von Donégh-Lahme. Der Maire ist der Vater seiner Gemeinde; er kennt sie, als wenn er ihr wirklicher Vater wäre. Ich werde Ihnen die nennen, die Sie dekorieren müssen.

Der Sekretär (immer unruhiger): Aber Herr Maire, ich will nicht . . .

Der Maire: Danke, das strengt mich gar nicht an. Man hat mich in Donégh-Lahme 279 Gesuche unterzeichnen lassen . . .

Der Sekretär (entsetzt): 279 Gesuche! Aber wir haben ja nur 400 Kreuze zu verteilen!

Der Maire: Donnerwetter! Vierhundert Kreuze! Dann fehlen Ihnen ja noch Gesuche! So viel werde ich gar nicht zusammenbringen, um die vierhundert voll zu bekommen . . . Der Ort hat ja bloß 316 Einwohner!

Der Sekretär: Verzeihung, Herr Maire, Verzeihung . . . vierhundert Kreuze für ganz Frankreich . . .

Der Maire: Ach, verflucht! Na, da wird's für Donégh-Lahme nicht viel geben, was?

Der Sekretär: Du lieber Gott, wir werden für Ihren Ort wohl höchstens über ein Kreuz verfügen können . . . und auch nur, wenn ganz besonders begründete Ansprüche vorliegen.

Der Maire: Ein einziges! Himmel Donnerwetter! Na, schließlich! (zieht einen Stoß Briefe aus der Tasche.) Na, ich werd' Ihnen die nennen, die begründete Ansprüche haben. Ich spreche natürlich bloß von denen, die mich gebeten haben, ich solle mich mit ihnen beschäftigen . . . die andren!

(Der Sekretär macht, etwas beruhigt, eine zustimmende Bewegung.)

Der Maire: Das sind zweiundsünfzig!

Der Sekretär (erschrocken): Sprechen Sie nur von denen, die begründete Ansprüche haben . . .

Der Maire: Ja, natürlich! . . . Da ist in erster Reihe Becajong, der Schullehrer . . . das ist 'n sehr tüchtiger Mensch, und der Pfarrer wäre wütend . . .

(Der Sekretär ergreift die Feder und taucht sie in das Tintenfaß.)

Der Maire: Aber da sind noch Klatschereien mit der Posthalterin vorgekommen; also lieber nicht!

(Der Sekretär trocknet die Feder ab.)

Der Maire: Da ist weiter der Vater Maquinet, der ist Maire gewesen und infolge dessen ein Mann von Bedeutung . . .

(Der Sekretär nimmt die Feder wieder auf und taucht sie in die Tinte.)

Der Maire: Aber 's ist 'n Reaktionär; 's würde 'nen schlechten Eindruck machen.

(Der Sekretär legt die Feder wieder hin.)

Der Maire: Dann ist da der Gendarmarie-Brigadier; das ist 'n Mann von Erziehung, der schreibt Ihnen Verträge, darüber wären Sie vielleicht selber pass — mit Verlaub zu sagen . . .

(Der Sekretär nimmt die Feder wieder in die Hand.)

Der Maire: Aber er besäuft sich wie 'n Schwein und würde sein Kreuz in 'n Schmutz ziehen, wenn er nicht Dienst hat.

(Der Sekretär läßt die Feder verzweifelt fallen.)

Der Maire: Mir würde z. B. der Briefträger sehr gefallen. Erstens ist er doch 'n Stüd Journalist . . . (Der Sekretär sieht ihn erstaunt an). Na, er trägt doch Journale aus . . . (Er ist über diesen geistvollen Scherz so erheitert, daß er sich längere Zeit vor Lachen windet und dann aufsteht, um dem Sekretär auf den Bauch zu klopfen, da der Tisch aber zu breit ist, so verzichtet er auf dies Projekt und schlägt sich auf seinen eignen.)

Der Sekretär (nimmt ruhig die Feder und wartet.)

Der Maire (nachdem er sich erholt hat): Aber er hat mal mit einem Geldbrief faule Sachen gemacht . . . Da würden die Leute drüber schreien!

(Der Sekretär wirft abgespannt wieder seinen Federhalter hin. Die Prüfung der 52 geht in dieser Weise weiter. Schließlich kommt nicht ein einziger in Betracht.)

Der Sekretär (erleichtert): Nun, Herr Maire, da Sie niemand finden . . .

Der Maire (suchend): Ree . . . unter denen, die mich gebeten haben, finde ich keinen . . . ich empfehl' sie Ihnen aber doch wie ich's verprochen habe . . . aber schließlich kann ich doch nicht lügen; ein Maire kann nicht lügen . . . Namentlich, da Sie bloß ein Kreuz zu vergeben haben . . . Das müßte also jemand, jemand höheres sein!

Der Sekretär (sich erhebend): Gewiß . . . also in einem andern Jahr . . .

Der Maire (sich der Thür zuwendend): Na, also schön . . . (legt die Hand auf die Thürkante) Adieu, mein Herr!

Der Sekretär (sich wieder an die Arbeit machend): Adieu, Herr Maire!

Der Maire (öffnet die Thür, schließt sie heftig wieder und schlägt sich vor die Stirne): Hergott, bin ich dämlich!

Der Sekretär (ärgerlich werdend): Wieso haben Sie denn das bemerkt?

Der Maire: Na, 's ist jemand da für dieses verdammte Ding, von dem Sie nicht wissen, wem Sie's geben sollen . . .

Der Sekretär: Jemand, der es verdient?
 Der Maire: Ja, besser als sonst einer! Das wär' ne Ernennung, die der Republik Ehre machen würde. Ein Mann, der dem Lande seit 114 Jahren dient!
 Der Sekretär (eifrig): 114 Jahre! Ein Centenar . . . Hm! das würde sich gut machen . . . Wie! Sie haben einen Hundertjährigen und sagten mir das nicht?
 Der Maire (erstaunt): 'n Hundertjährigen? Wer spricht denn von 'nem Hundertjährigen?
 Der Sekretär (seine Feder wieder ergreifend): Na, wie lautet der Name des Mannes, der dem Lande seit 114 Jahren dient?

Der Maire: Das bin ich!
 Der Sekretär: Sie? (verduzt). Wie alt sind Sie denn?
 Der Maire: Am 15. August werde ich 52!
 Der Sekretär: Mal wieso haben Sie denn 114 Dienstjahre?

Der Maire (an den Fingern abzählend): Erst war ich 5 Jahre Soldat!
 Der Sekretär: Gut, fünf Jahre!
 Der Maire: Dann war ich 2 Jahre Feuerwehrlieutenant!
 Der Sekretär: Zwei Jahre!

Der Maire: Dann bin ich 15 Jahre Maire-Adjunkt gewesen und Mitglied der Schulkommission und Mitglied der Armenkommission und Vice-Ehrenpräsident vom Gesangverein und Mitglied der Impfkommision . . .
 Der Sekretär: Fünfzehn Jahre . . .
 Der Maire: Nein, 75, 5x15 macht 75!

Der Sekretär (verduzt): Allerdings . . .
 Der Maire (triumphierend): Seit acht Jahren bin ich Maire, dann bin ich Präsident der Schulkommission geworden, Präsident der Armenkommission und Präsident der Impfkommision. Aber die Präsidentschaft des Gesangvereins habe ich fallen lassen (überzeugt). Die Musik zieht den Hagel herbei . . . Nun, haben Sie gezählt? Das macht doch 114 Jahre!

Der Sekretär (abdiehend): Ganz recht, ganz recht!
 Der Maire: Na, 's ist also abgemacht?
 Der Sekretär: Reichen Sie Ihr Gesicht ein; ich werde mich gleich damit beschäftigen.

Der Maire: Schön! machen wir! (Er wendet sich zum Fortgehen, bestimt sich aber, dreht um, geht wieder auf den Sekretär zu und sagt, sich über den Tisch neigend): Da man nach Donogh-Lahme nur ein Band giebt, so seh'n Sie doch zu, daß 's ein rotes*) ist; denn seh'n Sie, wenn es alt ist, dann kann man immer noch Frösche damit fangen! —

Kleines Feuilleton.

oo. Herbstgang. Im Herbst über Land, wonniges Wandern! Die Sonne wärmt, aber sie brennt nicht mehr, die Luft ist frisch und rein, eine Klarheit liegt auf Feld und Wiesen: durchsichtig, zart und fein wie Glas.
 Aber draußen muß man wandern, ganz weit draußen, wo die Dörfer liegen, da geht der Heerweg quer über Land, da ist es schön, wenn der Herbst beginnt.

Ist dem Herbst?
 Drinnen in der Stadt sagen sie es. Mag auch schon wahr sein. Die Bäume am Kanal stehen dürr und blattlos, die Sonne birgt sich frisch hinter hohen Dächern. Das ist der Herbst. Aber hier draußen . . .

Lichtblauer Himmel spannt sich weit über frisch grünes Land. Auf den Feldern ein Spritzen und Keimen, junge Saat steigt lebensfroh aus frisch gepflügten Ackerhollen, wie ein zarter grüner Hauch deckt der junge Winterroggen das braune Land. Blumen blühen auf den Wiesen, Blumen im Oktober noch. Die kleine rote Federmelle hebt das Köpfchen leuchtend aus dem weichen Gras, die Schafgarbe, die gelbe Lichtmelle, sie sind alle noch da: Vorwiegend lecke Dinger sind es, thun gar nicht, als ob der Sommer zu Ende wär, leuchten und lachen und blühen. Und im Walde stehen die Föhren grün und dunkel, wie im Sommer. Frischer, fastiger noch erglänzt das dunkle Moos. Vögel singen hell und jubelnd, Meisen und Rotkehlchen, und der Buchfink schlupft von Ast zu Ast.

Ist dem Herbst?
 Ist schon Herbst: um die Eichen hängt das weisse Laub wie Gold und Blut. In das zarte Grün der Birken mischt sich schon ein feiner gelber Ton. Der Ahorn schüttelt große goldene Blätter, die Linden stehen ganz lahl. Wenn der Wind den Wald durchfährt, knarrt und knarrt es im dürren Holz.

Aber Sonne liegt über allem, warme, helle, lachende Sonne. Goldner Herbst.
 Die Landstrasse ist leer und still; endlos, unabsehbar schlängelt sie sich durch Wald und Acker, kein Mensch zu sehen, so weit das Auge reicht. Aber dann auf einmal Räderrollen. Wagen kommen von der Stadt heraus, ein ganzer Horso: hochrädige Jagdwagen, elegante Equipagen, die Herren haben Klinken über die Schulter, die Schleier der Damen flattern, irgendwo tönt es wie ein abgebrochenes Lied: „Gar lustig ist die Jägerei — allhier auf grüner Heid!“

Flüchtig wie ein Traum gleitet alles vorüber, links im Walde verjähndet der Zug. Da hinaus liegen große Güter, Güter mit Schlössern und stattlichen Herrenhäusern, wer mag wissen, wo da heut „was los ist“.

Ein Kartoffelwagen kommt vom Acker her, schwerfällig mahlen seine Räder durch den weichen Lehm. Ein kleiner weißer Spitz sitzt neben dem Fuhrmann. Kläffend springt er auf die Kartoffelfacke und wieder herunter, seine helle, zeternde Stimme dringt durch das weite Land.

Nun schweigt auch diese Stimme; der Wagen biegt in einen Feldweg ein, jetzt ist er ganz verschwunden, kein lebend Wesen mehr zu sehen ringsum.

Aber viele Fußspuren sind im Sand. Spuren, die kommen und gehen, große und kleine. Viele Schritte sind hier gegangen, woher, wohin? Wer kann es sagen? Wandert viel Volks hier über Land. Keins, das Sammet und Seide trägt, das hat seine Equipagen. Armes Volk, fahrende Gesellen.

In Wind und Wetter gehen sie, in Sturm und Regen. Wenn die Spuren da reden könnten, das gäbe Geschichten. Denen auf den großen Gütern drüben würden vielleicht die Ohren davon gellen. Vielleicht würden sie auch gar nicht danach hinhören. Das ist das Allerwahrscheinlichste.

Unten an der Wegbiegung taucht ein Dorf auf. Niedere Ziegeldächer decken niedere Hütten. Armselig und eng das Ganze, aber wie Frieden liegt es darüber ausgebreitet, traulich, lockend: hier ist gut rasten, hier wohnt das Glück.

Wohnt es hier?
 Vor dem kleinen Hause mit dem Fliederbusch steht eine Frau und zählt Äpfel in hölzerne Eimer, sie nimmt sie aus einem Korbe und bettet sie sorgsam, der Mann steht ihr zu, er hat die Pfeife im Munde und lehnt in der Hauskür, ein verträumter Ausdruck liegt in seinem kaltenreichen Gesicht; des Sommers Arbeit ist getan, jetzt kommt die Ruhe. Goldner Herbst!

Aber der Mann horcht auf. Die Frau hält in der Arbeit inne. Jrgend woher tönen Stimmen; näher und näher kommen sie, um die Ecke biegt ein Trupp Menschen, Frauen, Männer und Kinder. Sie gestikulieren und schreien; ein großer Junge läuft voran, schon von weitem ruft er: „Badda, um! Roggen — um! jung' Roggen, über unse Roggen sind se geritten!“

„De Jagd über'n Roggen, de ganze Jagd!“
 „Mit de Wagens sind se rüber, die Damens von's Gut — mit die Wagens üben jungen Roggen. All hin is er!“
 Sie schreien alle durcheinander, es will jeder zuerst erzählen.

„Herrgott!“ Die Frau schreit auf, die Äpfel fallen ihr aus der Hand: „Unse Roggen, unse junge Roggen — all hin!“ Sie starrt ihren Mann an; der fährt auf: „Unse Roggen?“
 Er begreift noch nicht, dann scheint es ihm zu dämmern, in sein stilles Gesicht kommt ein Leuchten, er stürzt den andren entgegen und halst die Fäuste: „Unse Roggen, Herr Satra! Unse Roggen! Verdammtes —!“

Wie ein Fluch kommt es über seine Lippen. Aber die Frau ist ihm entgegengestürzt, sie hält ihm die Hand vor den Mund: „Sag' man nischt, sag' man nischt! Wenn's nu eener hört. Kriegt's bezahlt, weest doch!“

„Ja woll bezahlt!“ er lacht höhnisch. „'n Sechser for 'n Dahler, und alle Arbeit und alles -- hin!“
 Die Frau jammert: „Sag' man nischt! Wenn's eener hört, wirte arretiert. Wechte, wie Miglaf, aufs vorchte Jahr, den der Graf hat einspinnen lassen auf Veleidigung, sag' man nischt!“

Die andern niden: „Nee, nischt seggen, seggen derf man nischt.“
 „Derf man nischt?“ Die Stimme des Mannes klingt wie Hohn. — Und dann stehen sie alle bei einander und stecken die Köpfe zusammen und tuscheln leise.

Ein Windstoß kommt vom Walde her und schüttelt die Bäume. Die Blätter fallen. Grauer Herbst! —

Theater.

Deutsches Theater: „Die Wildente“ von Ibsen. — Die Reueinstudierung hatte nicht ganz den festlichen Glanz, der über der Vorstellung lag, die wir vor vier Jahren an derselben Stelle sahen. Es ist schwer zu sagen, woran das gelegen haben mag, ob an einzelnen Leistungen oder an der Regie oder an beidem. Immerhin lassen sich gewisse Faktoren nennen, die die Reueinstudierung ungünstig beeinflussten und so zur Verstärkung des ursprünglichen Glanzes beitrugen. Am von vorne zu beginnen, müssen die Ensemblescenen des ersten Aktes getadelt werden; sie waren farblos. Ibsen hebt aus der Zahl der Gäste einige Typen hervor, die nun auch bei der Aufführung plastisch aus dem Rahmen hervortreten müssen. Von einem scharfen Hervortreten aber war keine Rede. Dadurch löschte man die Lichter aus, die Ibsen, der kluge Techniker, der Ensemble-scene aufgesetzt hatte. Wenn man aber Lichter auslöscht, verbunkelt man und so blieb die Scene grau. Am schlimmsten aber sindigte Hofmeister, der in der Rolle des alten Werle von geradezu verblüffender Ohnmacht war. Die Auseinandersetzung mit dem Sohn spielte er qualvoll langweilig, wodurch selbstverständlich die Stimmung des ganzen ersten Aktes litt. Wenn es irgend möglich ist, die Rolle anders zu besetzen, sollte man es schleunigst thun. Hofmeister spielte so etwas wie einen steifen Bureausraten, der vornehm thut, und spielte auch den noch mit einer Gebundenheit und Unfreiheit, die peinlich wirkte. Die Rolle der Hedwig hatte man der Kleinen

*) Band der „Ehrenlegion“.

Else Seelen gegeben, die in der „Nacht der Finsternis“ so hübsch gespielt hatte. Der Hedwig war sie geistig aber nicht gewachsen, was von ihren 15 Jahren ja schließlich auch nicht zu verlangen ist. Der grausame Theologe Molwig, eine kleine, aber wirksame Nebenfigur, verschwand völlig und wurde in einer Masse gespielt, die nicht an ein norwegisches Sumpfhuhn, sondern eher an einen ehrbaren Kandidaten erinnerte, der in aller Bescheidenheit und Demut auf dem Schloß Hauslehrer ist. Fischer ging im Dr. Nelling natürlich den Intentionen des Dichters mit Verständnis nach. Etwas andres war ja von einem so guten Schauspieler gar nicht zu erwarten. Nichts desto weniger hätte ich ihm einen stärkeren, kraftvolleren, bedeutenderen Zug gewünscht, der ihm dem Gregers gegenüber mehr Gegenpiel gegeben hätte. Auch die Maske war nicht sonderlich glücklich; aber mit dem allen soll nicht gesagt werden, daß wir seinen Nelling zu den mihlungen Leistungen zählen. In Bezug auf eine Rolle war die Reueinstudierung ein Fortschritt: der Hjalmar Edal, den damals Reichert vollständig vergriff, wurde von Wasser-mann sehr gut gespielt. Die Gestalt ist dem Dichter nicht ganz gelungen; er strebt gerade in ihr sehr hoch, ohne die künstlerische Vollkommenheit zu erreichen. In jedem Menschen steckt etwas von diesem Hjalmar; wir haben es nicht mit einer einfachen Gestalt, wir haben es mit einem Symbol zu thun. Der eitle Photograph ist nicht einfach aus dem Leben geholt; es steckt Gedankenarbeit in ihm, er sollte eine Idee realisieren. In der besonderen Gestalt sollte das Allgemeine sichtbar werden; um mit Schiller zu reden, sollte sich das Endliche mit dem Unendlichen berühren und so ein tiefes, unerschöpfliches Symbol entstehen. In diesem Streben hat Ibsen die Vollendung nicht erreicht. Das abstrakte Element und die konkrete Wirklichkeit durchdringen sich nicht zu einer unlöslichen Einheit. Das abstrakte Element vernichtet hier und da die lebendige, individuelle Erscheinung; die kalte Abstraktion tötet das Menschlich-Warme. So ist Hjalmar kein vollendetes Symbol geworden, sondern ist eine ideale Konstruktion, die wir nachrechnen können, die uns aber nicht zwingt, wie nur Wesen von Fleisch und Blut uns zwingen. Ein Symbol ist tief; eine Konstruktion ist nur scharfsinnig und in Hjalmar haben wir es allerdings viel mehr mit Ibsens Scharfsinn, als mit seiner Tiefe zu thun. Es ist keine Gestalt, sondern nur eine Figur, das Wort allerdings in einem sehr edlen Sinn genommen.

Wenn man all das Prachtige bedenkt, das in Hjalmar steckt, kann einem die Kritik ja fast leid thun. Ich sage das alles auch nicht, um die Freude an der Figur zu vermindern; ich sage es, um dem Schauspieler gerecht zu werden, der die Rolle spielt. Eine in jedem Zuge glaubwürdige Gestalt kann kein Schauspieler schaffen; denn Ibsen hat das eben nicht geschaffen. Wassermanns Auffassung war in jedem Zuge richtig und seine Charakteristik scharf. Mitunter hätte sie sogar etwas weniger scharf sein dürfen. Wenn zu Ibsens Scharfsinn der Scharfsinn des Schauspielers hinzukommt, strömt leicht Kälte ins Parkett.

Die Gina und der Gregers werden glücklicherweise noch immer von der Lehmann und Sauer gespielt; von beiden meisterhaft. Reinhardt behauptete sich nach seinem Vorgänger Pagay ausgezeichnet, was um so mehr sagen will, als die Rolle des alten Edal zu Pagays besten gehörte. — E. S.

— Freie Volkshühne: „Das Friedensfest“ von Hauptmann. — Hauptmanns Jugendlidung haben wir bereits ausführlich besprochen, als sie im „Deutschen Theater“ gegeben wurde. Wir begnügen uns also heute mit einigen Anmerkungen über die Aufführung. Für die Rolle des Wilhelm hatte man Walden vom Berliner Theater gewonnen. Dazu darf man der Leitung Glück wünschen; denn dieser Schauspieler gehört zu den besten unserer jungen Talente. In der Behandlung des Dialogs that er insofern etwas zu viel, als er alles that, was der Dichter von ihm verlangte. In dem Hauptmann von damals steckt viel naturalistische Schrullenhaftigkeit, viel ästhetische Prinzipienreiterei. All die kleinen Eigenheiten und Unarten des Dialogs, die damals neue Entdeckungen schienen, hätte Walden schauspielerisch nicht wiederzugeben brauchen. Wäre er darüber etwas sorgloser hinweggegangen, wäre ein flotterer Zug in die Rolle gekommen, der dem etwas vergämbten Stück nichts geschadet hätte. In dem Höhepunkt des zweiten Aktes wuchs er dann allerdings zu einer Kraft empor, die alle Bedenken über den Haufen warf und nur der Erschütterung Raum ließ. Der Auftritt mit dem Vater war in jedem Zuge echt und bei allem Verzicht auf die konventionelle Schauspielererei von der stärksten Macht. Um einen Teil der Wirkung brachte uns Herr Klein, der in Waldens Kunst hineinschauspielerte, daß einem angst und bange wurde. Es ist jammervoll, daß ein Schauspieler, von dem wir tüchtige Leistungen gesehen haben, sich so in Unübersichtlichkeit und Unmatur verlieren kann. Herr Klein sollte allen Ernstes auf die Mahnungen der Kritik achten und aus der Theaterspielererei herauszukommen suchen. Sonst könnte er eines Tages das trübste Urteil hören müssen, das es überhaupt giebt. Ich meine: gewesen! Der Robert des Herrn Wallner war ziemlich nüchtern, ohne indes sonderlich zu stören. Die junge Braut wurde von Fräulein Mayer mit Verständnis gespielt. Die Rolle der Mutter lag in den Händen Frau Baummeisters, während die Schwester von Frau Kahler led und farblich dargestellt wurde. — E. S.

Musik.

Es kommt nicht selten vor, daß die Vorfertiger unklarer Werke, zumal wenn diese Erfolg haben, ihre Leistung unter dem Gesichtspunkte einer eignen Ausrichtung betrachten. Unter den vielen Nachern litterarisch wertloser Theaterstücke, von denen unsre Schauspiel-Bühnen heimgesucht sind, wird wohl mancher sich einbilden, den Naturalismus überwinden zu haben. Und umgekehrt: gilt es ein Werk, das einer unbeliebten, vielleicht sogar einer wenig aussichtsreichen Richtung angehört, das vielleicht gar nur ein Ringen mit verhältnismäßig unzulänglichen Kräften bedeutet, so ist das Publikum leicht bereit, ihm einen ungünstigeren Empfang als jener bequemeren Ware zu bereiten, wenn dieses auch noch so entschieden der Welt des rein künstlerischen angehört.

An der Hand dieser Gedanken läßt sich nun beurteilen, was das Bedeutete, daß nentlich bei der öffentlichen Hauptprobe des zweiten Symphonie-Abends der Igl. Kapelle das Publikum einen Liszt noch im Grabe durchfallen ließ. Das Berliner Musikpublikum ist im Gegensatz zu den verächtigten Komikern und Tragikern des Premidren-Publikums der Schauspieler launfroh; es läßt sich sozusagen alles bieten, von der Oper unter den Linden bis zu den Versuchskonzerten der kritikenammelnden Anfänger; und es hat fast für jeden einen Weisfall, für seine Liebhaber unbegrenzten Weisfall übrig. Wenn nun da in einem jener „Weingartner-Konzerte“ nach einem aus der Vergessenheit hervorgeholten Werke von Liszt nur ein ganz dümmes, ersichtlich dem Dirigenten geltender Weisfall anflaut und einem Pischen keinen Widerstand leistet, so ist dies vielleicht mehr, als wenn im Lesing-Theater ein Max Halbe totgeläutet wird.

Dem Schreiber dieser Zeilen liegt es sehr fern, für Liszt spezifische Richtung, was man sie Programmist oder sonstwie nennen, Partei zu nehmen. Und daß die „symphonische Dichtung“: „Was man auf dem Berge hört“ sich zum Teil dem Hörer recht schwerfällig auf den Nacken legt, wird ja wohl nur von Fanatikern bestritten werden. Allein welche ein Fortschritt darin gegenüber analogen Werken aus dem 18. Jahrhundert, die das Publikum wahrscheinlich recht veranlagt entgegennehmen würde! Welch ein Künstlerinn schon in dem zu Grunde gelegten Gedicht Victor Hugos (von Peter Cornelius in ein charaktervolles Deutsch übertragen)! Schließlich welche eine Größe und Gewalt in all' diesem musikalischen Ringen, auch wenn es als ein Unglück bedauert werden sollte!

Erleichtern wir uns durch kurze Notizen über das weniger Problematische! Herrn Weingartners Dirigieren kennen wir: großzügig, markig, vornehm, mit scharfer Taktik und mit einer für unsern Geschmack zu reichen Ausgestaltung des Einzelnen. Professor Siegfried Dachs, der seinen „Philharmonischen Chor“ bereits seit längerem zu einer der allerbedeutendsten Institutionen herangebildet hat, mußte mit seiner Aufführung der „Hohen Messe“ Dachs (am Montag und in der von uns besuchten Sonntag-Probe seine Kraft zunächst auf das richtige Zusammenhalten der Massen verwenden. Das gelang ihm vorzüglich, und ebenso gelang ihm geradezu schlagend die Darlegung der an sich schon gewaltigeren Sätze dieses Riesennetzes. Manche der den Heutigen ferner liegenden Nummern kamen über den Eindruck des Notdürftigen nicht weit hinaus. Nichts für nutz! Und Solistennamen wären bei dieser Gelegenheit so zahlreich und so rühmend zu nennen, daß wir lieber gleich nur ein summarisches Bravo nachtragen. — sz.

Notizen.

— Eine billige Volksausgabe von Grillparzers Werken in acht Bänden ist bei Cotta in Stuttgart erschienen. —

— Johannes Schlafs Schauspiel „Der Wahn“ geht heute erstmalig im Berliner Theater in Scene. —

— Terejina Gekner-Sommerstorff wird ihren Ende dieser Spielzeit ablaufenden Vertrag mit dem Deutschen Theater nicht erneuern. —

— Hermann Vahr hat für das „Jungwiener Theater“ eine Pantomime: „Der liebe Augustin“ geschrieben. Die historische altwiener Volksfänger-Figur steht im Mittelpunkt der Handlung. —

— Karlweis' Komödie „Der neue Simson“ erzielte bei ihrer Erstaufführung im Deutschen Volkstheater zu Wien einen starken Erfolg. —

— „Eine Stunde Hausfrau“ betitelt sich eine Duoscene von Vincenz Chiavacci, die, für Hansi Niese geschrieben, im „Jungwiener Theater“ zur Aufführung gelangen wird. —

— Edouard Colonne giebt im Opernhause am 2. November sein großes Konzert mit seinem eignen Orchester. —

— 53 000 Robben erlegt. Im arktischen Nordamerika wurden während der diesjährigen Robbensaison im ganzen etwa 53 000 Robben erlegt und zwar in der Beringsee zwischen 13 000 und 14 000, an der Küste 7 000, auf den Pribylows-Inseln 22 000, auf den Kupferinseln bei Japan 10 000 Robben. —